

# Rezensionen

**Walter Köpping:**  
**Wir fürchten nicht die Tiefe. Kunst und Kultur der Bergleute in Deutschland.**

*Bielefeld, Aisthesis Verlag 2020 (288 S., ISBN 978-3-8498-1551-6), 28,00 €*  
*Herausgegeben und mit einem Beitrag zur Literatur(geschichte) des Ruhrbergbaus von Arnold Maxwill (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 85; Reihe Texte, Bd. 41)*

Walter Köpping (1923-1995) ist eine legendäre Figur in der Geschichte der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie. Über Jahrzehnte war er in deren Bildungsarbeit aktiv, fast zwanzig Jahre, bis 1983, fungierte er als Leiter der Bildungsabteilung. Köpping, der 1947 als Gedingeschlepper auf der Herner Zeche Julia angelegt wurde, folgte dabei einerseits einem fast klassischen Ideal der Arbeiterselbstbildung – Wissen und Aufklärung waren Mittel, „den“ Arbeiter aus Unmündigkeit und Abhängigkeit zu befreien, für Sprachfähigkeit im Eintreten für die eigenen Interessen zu sorgen. Andererseits wirkte er als unermüdlicher Förderer und Sammler zeitgenössischer wie älterer Arbeiterliteratur und -dichtung. Von Mitte der 1960er Jahre bis zu seiner Verrentung veröffentlichte er zahlreiche Anthologien zur Literatur und Dichtung des Bergbaus, insbesondere aus der Feder von Arbeitern, wie auch praktische Leitfäden zur Bildungs- und Kulturarbeit für Gewerkschafter und Betriebsräte. Als Mitbegründer der Dortmunder „Gruppe 61“ stand er Pate für einen Boom der Literatur der Arbeitswelt in der Bundesrepublik bis in die 1980er Jahre. In Köppings Nachlass im Dortmunder Fritz-Hüser-Institut hat sich nun ein

bislang unveröffentlichtes Buchmanuskript gefunden, das der hier besprochenen Publikation „Wir fürchten nicht die Tiefe“ zugrunde liegt. Gleichsam als Alterswerk beendete Köpping 1993 eine Gesamtschau über „Kunst und Kultur der Bergleute in Deutschland“, wie der Untertitel der Arbeit lautet. Offenbar war aber Mitte der 1990er Jahre das Interesse am Thema Arbeiterkultur seitens der angefragten Verlage gering, zumal sich das Buch generisch schwer einordnen ließ und, wie der Herausgeber Arnold Maxwill bemerkt, „weder eine montan- oder aber literaturwissenschaftliche Arbeit“ darstellte (252).

Tatsächlich handelt es sich in gewissem Sinne um ein hybrides Werk. Mit „Kunst und Kultur“ des Bergbaus steckt Köpping ein breites Feld ab, und Theater, Film, bildende Kunst wie Musik kommen durchaus zum Tragen (Stichworte: Ruhrfestspiele, Tisa von der Schulenburg, „Rote Erde“); im eigentlichen Fokus stehen aber literarische und lyrische Blicke auf die Arbeits- und Lebenswelt des Bergbaus. Dabei trifft Köpping eingangs eine programmatische Unterscheidung zwischen Autoren, die „den Bergbau und die Bergleute von außen“ betrachten, solchen die selbst Erfahrungen in der untertägigen Arbeit gemacht haben, dann aber hauptberuflich vom Schreiben leben konnten, und drittens, die „schreibende[n] Bergarbeiter, die keine Schriftstellerkarriere gemacht haben, die Arbeiter geblieben sind“. Letztere stehen besonderes im Zentrum. Neben dem Bergbau selbst ist es also das proletarische Schreiben, das Köpping interessiert, in dem sich die „Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnisse der Bergarbeiter und ihrer Familien“ ausdrücken und das stellvertretend steht „für jeden armen und einsamen Mann, [...] der selber nicht reden kann“, wie Köpping aus einem Gedicht Joseph Büschers zitiert (9 f.). So sind es im Folgenden vor allem die Texte der schreibenden Arbeiter – meist von Männern, teils aber auch von Frauen –, die als „soziale Dokumente“ Quellenmaterial für seine Geschichte des Bergbaus liefern und teils in Gänze (bei Gedichten), teils in Auszügen (bei Prosatexten) als Dreh- und Angelpunkte der einzelnen Kapitel fungieren. So beeindruckend die dabei verwendeten Texte oft auch sind, so fehlt bei der Lektüre doch zuweilen eine stringente Argumentation oder These. Köpping macht sich vielmehr daran, eine Gesamtgeschichte des Bergbaus zu erzählen, vom „Dunkel der Frühgeschichte“ bis in die 1980er Jahre; wobei es gerade zu Anfang etwas anachronistisch wirkt, wenn er beispielsweise „in der Steinzeit und Bronzezeit“ von „wandernden Knappen“ spricht (11) – hier finden gewissermaßen die Traditionskon-

strukte vom „Knappen- und Bergmannsstand“ einen Widerhall, wie sie in den 1950er Jahre gepflegt wurden. Entsprechend erzählt er zunächst eine Geschichte des vorindustriellen und frühneuzeitlichen Bergbaus, die er sowohl sozialgeschichtlich als auch durch seine literarische Verarbeitung unterlegt, von Andreas Gryphius bis zu Hebel und Novalis. Zu seinem eigentlichen Thema kommt Köpping aber erst mit dem „Erwachen“ des industriellen Ruhrbergbaus, dessen Entwicklung nun chronologisch und teils mit thematischen Schwerpunkten durch das Prisma der Literatur dargestellt wird. Heinrich Kämpchen als bekanntester, vielleicht eindrücklichster Bergarbeiterdichter des Kaiserreichs, und Otto Wohlgemuth, als vielgelesener Autor eine Generation später, werden mit eigenen Kapiteln bedacht, wobei letzterer in politischer wie stilistischer Hinsicht durchaus kritisch betrachtet wird.

Im Übrigen hält sich Köpping mit dezidierten Urteilen aber zurück und kompiliert eher Prosa, Lyrik, teils auch dokumentarische Texte, um die Arbeits- und Lebensbedingungen im Ruhrbergbau zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik nachzuzeichnen. Hier kommen seine stupende Kenntnis und Sammel­tätigkeit besonders zum Tragen, und so wird das Werk im besten Sinne zu einem Lesebuch literarischer Einblicke in den Alltag unter Tage wie über Tage. In ihrer Zusammenstellung sind diese immer auch politisch grundiert, sei es in der Darstellung des „Bergarbeiterelends“, der teils desaströsen Arbeits- und Lebensbedingungen, im durchaus klassenkämpferischen Ton der Weimarer Jahre über politische Verfolgung und Kriegserlebnisse während der NS-Zeit bis hin zu Bergbaukrise, Strukturwandel und Konflikten um den Erhalt von Zechensiedlungen. Zugleich reflektiert Köpping die Bedingungen des Schreibens, sei es in der unternehmensseitigen Förderung literarischen Schaffens oder auch in der kritischeren Spielart der Gruppe 61 und anderer Netzwerke der Arbeiterliteratur. Bei all dem bietet das Buch einen reichen Fundus faszinierender, heute größtenteils vergessener Texte, wenn auch die methodische Verklammerung von Sozialgeschichte und Literatur unscharf bleibt. Arnold Maxwill, der zuletzt (in der Tradition Köppings?) eine Reihe von Neueditionen bergbaulicher Lyrik und Prosa vorgelegt hat, hat auch dieses Manuskript sorgfältig editiert und um einen umfänglichen Essay zur „erzählten Arbeitslandschaft“ des Ruhrgebiets ergänzt, der eine konzise Motivgeschichte des Bergbaus und der Bergleute bietet.

*Dr. Stefan Moitra, Bochum*

Michael Farrenkopf/Stefan Siemer (Hg.):  
Perspektiven des Bergbauerbes im  
Museum. Vernetzung, Digitalisierung,  
Forschung

*Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg  
2020 (364 S., zahlr. Abb., Tab. und  
Grafiken, ISBN 978-3-11-068299-1),  
69,95 €*

*(Veröffentlichungen aus dem Deutschen  
Bergbau-Museum Bochum, Nr. 235  
= Schriften des Montanhistorischen  
Dokumentationszentrum, Nr. 37)*

„Wenn der Bergbau zusperrt, kommt er ins Museum“ könnte man in Abwandlung des bekannten Zitats von Bernd Faulenbach aus dem Jahr 1987 sagen. Doch das Ruhrgebiet ist anders, denn das Deutsche Bergbau-Museum Bochum wurde bereits 1930 von der Westfälischen Berggewerkschaftskasse gegründet.

Die Krise des Bergbaus hatte sich seit den späten 1950er-Jahren mit ersten Zechenschließungen abgezeichnet. Dem Museum drohte in den folgenden Jahrzehnten der Gröndungsauftrag abhandeln zu kommen. Bei dem sehr engen Sammlungsprofil als Branchenmuseum bestand die Gefahr, in eine Identitätskrise zu schlittern. Das Museum musste reagieren. 1977 gelang die Anerkennung als Leibniz-Forschungsmuseum und 2001 erfolgte mit der Gründung des „montan.dok“ die Zusammenfassung der historischen Kernaufgaben Archiv, Bibliothek und Objektsammlungen.

Eine neue Dynamik erreichte die Entwicklung 2011 mit dem Beschluss der endgültigen Einstellung des Steinkohlenbergbaus bis 2018. Im Jahr 2012 beschloss das Museum das Strategievorhaben „DBM 2020“ und im Jahr darauf eine neue Aufbauorganisation, u. a. mit der Stabstelle „Sammlung & Dokumentation“. Das DBM als Leibniz-Forschungsmuseum für Georesourcen fokussiert auch verstärkt auf die naturwissenschaftliche Forschung.

Die folgenden Jahre waren im montan.dok geprägt von zahlreichen Drittmittelprojekten, Ausstellungen und Publikationsvorhaben. Der hier zu besprechende Sammelband ist einer von vier im Jahr 2020 erschienenen Publikationen in einheitlichem Design. Laut Definition werfen „Perspektiven“ einen fokussierten Blick auf aktuelle Projekte und bieten eine Vorschau auf künftige Vorhaben. Vor dem Hintergrund der aktuellen Aktivitäten kann diese Publikation, die auf einer Tagung im Jahr 2017 beruht, als eine Art Zwischenbilanz gelesen werden. Sie ist in fünf Abschnitte gegliedert: Historische und systematische Perspektiven, Sammlungen, Konservierung und Restaurierung, Vernetzung und Digitalisierung sowie Forschungsperspektiven. Generell will dieser Band die „materi-

ellen Hinterlassenschaften des Steinkohlenbergbaus“ für „ein erweitertes Verständnis der Montangeschichte“ ins Zentrum rücken. In der Einleitung skizziert Stefan Siemer knapp neuere methodische und theoretische Ansätze zur „historischen Objektforschung“, zur „Technikgeschichte“ und zu „Material Culture Studies“. Im ersten Teil bietet der Leiter des montan.dok, Michael Farrenkopf, einen historischen Überblick zur Musealisierung des Bergbaus in Deutschland und einen Ausblick auf Strategien als Konsequenz des Endes der Steinkohlenförderung. Aktiv gesammelt werden künftig nur mehr die Bergtechnik sowie auf der gesellschaftlich-kulturellen Ebene ständisch-bürgerliche und sakral-transzendente Themen, aber nicht die Alltagsgeschichte, und ebenso nicht die Mineralogie sowie die Geologie und Paläontologie (S. 29). Dem entspricht im Wesentlichen auch die Neuaufstellung der Dauerausstellung bis 2019. Michael Ganzelewski bietet in seinem Beitrag dazu weitere Informationen. Wesentlich für solche Entscheidungen sind eine in Entwicklung befindliche Sammlungssystematik und ein Objektnamenthesaurus, für den „die eigentliche Arbeit [aber] erst noch an[steht]“, wie Claus Werner anschließend anmerkt (S. 69).

Stefan Siemer stellt das seit 2014 von der RAG-Stiftung geförderte Projekt „Getrenntes Bewahren – Gemeinsame Verantwortung“, vor, das 2017 unter dem Titel „montan.dok 21. Überlieferungsbildung, Beratungskompetenz und zentrale Serviceeinrichtung für das deutsche Bergbauerbe“ verlängert wurde. Ziel ist die Erfassung von 91 ausgewählten Bergbausammlungen in Deutschland auf dem Portal [www.bergbau-sammlungen.de](http://www.bergbau-sammlungen.de). Von den geplanten vier Erfassungsebenen wurden bisher die ersten beiden realisiert: Grundinformationen zur Institution und eine Bestandsübersicht. Eine Erweiterung der Erschließung mit großem Aufwand bis zum einzelnen Objekt ist „bis auf weiteres nicht vorgesehen“ (S. 226), zumal eine Recherche vor Ort am Original unverzichtbar bleibt.

Grundlage dafür war eine Umfrage im Jahr 2015 von Thomas Schürmann, die 222 Bergbaumuseen und Schaubergwerke im deutschsprachigen Raum erfasste, worüber er im zweiten Abschnitt „Sammlungen“ berichtet. Darauf folgt beispielhaft eine ausführlichere Vorstellung von drei Bergbaumuseen – das LWL-Industriemuseum mit der Zeche Zollern II/IV in Dortmund, das Museum des sächsischen Steinkohlenbergbaus in Oelsnitz/Erzgebirge und das Bergbaumuseum Ibbenbüren – sowie einiger Vereinssammlungen. Informationen zu allen 91 erfassten Institutionen bietet der ebenfalls 2020 erschienene Band „Bergbausammlungen in Deutschland“. Ohne das DBM

zu nennen, findet sich im Text von Olge Dommer und Dagmar Kift zum LWL-Industriemuseum eine kritische Anmerkung zu „typologisch aufgebaute[n] Sammlunge[n] zu einer Branche mit eher techniklastigen Objekten“, aber – so die beiden relativierend – „wir müssen nicht alle das Gleiche sammeln.“ (S. 108). Das heikle Feld der Deakzession wird zwar kurz im Kontext des LWL-Industriemuseums und von Oelsnitz erwähnt, aber zur Deakzession im DBM hätte der Rezensent gerne mehr erfahren.

Keine Erwähnung findet in dieser Publikation die Provenienzforschung. Im Band „Bergbausammlungen“ wird zwar die Recherche zum Nachweis der Provenienz der Sammlung der Bohr- und Abbauhämmer aus dem ehemaligen Flottmann-Museum erzählt, aber Informationen zur Provenienzforschung und Restitution von Objektannahmen des DBM während der Jahre 1933 bis 1945 bleiben alle vier Bände schuldig.

Im dritten Abschnitt „Konservierung und Restaurierung“ beschreibt Kornelius Götz einige Beispiele der Restaurierung von größeren Bergbauobjekten an unterschiedlichen Standorten sowie Elena Gómez Sánchez und Simon Kunz die Strategien der Konservierung von Kunststoffobjekten im DBM. Das ist seit einiger Zeit ein wichtiges Thema in technischen Museen. Informationen zur aufwändigen Sanierung von Asbest, Betriebsstoffen und Batterien in Objekten des DBM sucht man allerdings vergeblich.

Frank von Hagel liefert im vierten Teil zu „Vernetzung und Digitalisierung“ zusätzliche Informationen zum standardisierten Content im Portal [www.bergbau-sammlungen](http://www.bergbau-sammlungen), wonach Wiebke Büsch und Stefan Przigoda diese website und das bisherige Nutzerverhalten mit Stand 2019 detailliert beschreiben. Ernüchternd müssen sie feststellen, dass damals erst rund vier Prozent aller Objektnachweise in der Deutschen Digitalen Bibliothek von Museen eingemeldet wurden, was auf einen jahrzehntelangen Rückstau verweist. Das DBM konzentriert sich derzeit im Bergbau-Archiv auf die Erschließung der Verwaltungsakten und der Firmenprospekte. Beides unverzichtbare Bestände für die Dokumentation der Sammlungsobjekte.

Nach diesen praxis- und „objektorientierten“ Beiträgen, bietet der fünfte Abschnitt ausgewählte, weiterführende Forschungsperspektiven, die angesichts der im DBM anstehenden Vorhaben eine Herausforderung an die künftige Museumsarbeit darstellen. Jochen Hennig beschreibt das Konzept eines Objektlabors für die Sammlungen der Humboldt-Universität zu Berlin, anschließend Stefan Schulz ein historisches Bluttransfusionsgerät der 1930er Jah-

re in den Sammlungen der Ruhr-Universität Bochum, das im „Bochumer Bergmannsheil“ verwendet wurde und daher als „Bergbauobjekt“ identifiziert werden konnte. Hans Peter Hahn von der Goethe-Universität Frankfurt/Main verweist auf die Mehrdeutigkeit und Individualität von Objekten als „Zeugen der Geschichte“. Wenn er daher die Deakzession von Dubletten in Frage stellt (S. 282), so stößt die Theorie im Museumsalltag bei Großobjekten in der Regel an ihre Grenzen. Die historische Authentizität ist das Thema des Beitrags von Achim Saube, der dazu ein Projekt des Leibniz-Forschungsprojektes leitet. Noch finden sich in der Objektdokumentation des montan-dok Überlieferungsgeschichten oder Objektbiografien selten, stellt er fest (S. 295). Auch dazu ist 2020 ein eigener Band mit Schwerpunkt auf dem industriekulturellen Erbe erschienen. Abschließend hält Andreas Ludwig ein Plädoyer für die verstärkte Berücksichtigung der „unbeachteten Dinge des täglichen Lebens“, die oft mehr über eine Gesellschaft aussagen, als das Besondere oder Einzigartige (S. 320).

Ein Anhang enthält eine Bibliographie, Abbildungsnachweise, Abkürzungen sowie Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren. Bei dem gegenwärtig beachtlichen Arbeitsvolumen blieb es nicht aus, dass es in den Publikationen zu Wiederholungen kam und dem Lektorat leider auch Fehler entgingen. Bei Wiebke Büsch wurde im Inhaltsverzeichnis Vor- und Nachname vertauscht, in der Bibliographie ein Beitrag von Michael Farrenkopf doppelt eingetragen (S. 338) und im Abbildungsnachweis bei Ganzelewski die Abkürzung montan.dok, bei Saube aber die Langform verwendet. Das hat aber keinen Einfluss auf die hohe inhaltliche Qualität des Bandes und die damit dokumentierte Museumsarbeit.

Es wird in den folgenden Jahren und Jahrzehnten entscheidend sein, wie das DBM mit dem montan.dok, zusätzlich zur Bewahrung des materiellen Erbes des Steinkohlenbergbaus und des weltgrößten Anschauungsbergwerks, das enge Korsett des Gründungsauftrags sprengen und auf den permanenten Wandel des Ruhrgebiets von der einstigen „monoindustriell geprägten“ (S. 15) Industrie- zur Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft sowie dem Wandel des Bergbaus in Deutschland und global, in Kooperationen mit dem Weltkulturerbe Zeche Zollverein in Essen mit dem Ruhrmuseum, den LWL- und LVR-Industriemuseen, dem Landschaftspark Duisburg Nord, dem Haus der Geschichte des Ruhrgebiets und vielen anderen, reagieren wird.

Es fällt auf, dass diese Prägung vorrangig dem Steinkohlenbergbau zugeschrieben wird und sein Ende „tatsächlich den Charakter eines tiefgreifenden, epochalen Einschnitts“ bedeutet

hätte (S. 17). Diese Einschätzung, beruht zwar auch auf den in den Fördergerüsten manifestierten Obertage-Anlagen, aber viel mehr auf der untertägigen Gewinnungsarbeit, die seit 2018 Vergangenheit ist. Diese Wirkmächtigkeit der „Urproduktion“ als energetische Basis der Eisen- und Stahlindustrie (und der Energieerzeugung) verstellt bis heute den Blick auf diese für das Ruhrgebiet mindestens ebenso prägende sekundäre Branche, die zum Beispiel in ihren Industriefilmen seit den 1950er-Jahren ein im Vergleich zum Bergbau moderneres Image vermittelte.

Zudem wird immer noch Steinkohle für die Verkokung importiert und zusammen mit im Tagebau gewonnener Braunkohle der Verstromung zugeführt. Ein bis 2023 laufendes Projekt vergleicht Umweltpolitik und Rekultivierung im Lausitzer Braunkohlenrevier, im ehemaligen Uranerzbergbau und im Ruhrgebiet. Das „Zeitalter der Kohle“ ist noch nicht vorbei. Aber das Ruhrgebiet war immer mehr als Steinkohlenbergbau. Achim Saube zitiert dazu das Hochlarmarker Lesebuch von 1981: „Kohle war nicht alles“ (S. 304).

Es bleibt jedenfalls weiter spannend!

*Dr. Helmut Lackner, Puchenu (Österreich)*

**Christian Möller:  
Umwelt und Herrschaft in der DDR.  
Politik, Protest und die Grenzen der  
Partizipation in der Diktatur**

*Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2020  
(396 S., 3 Abb., 5 Tab.,  
ISBN: 978-3-525-31096-0), 70,00 €  
(Kritische Studien zur  
Geschichtswissenschaft, Bd. 234)*

Historische Forschungen zur Umweltgeschichte der DDR sind noch immer rar gesät. Eine wichtige Schiene in die Forschungslandschaft schlug bereits 2015 Tobias Huff, der sich besonders auf emissionsbedingte Waldschäden in der DDR konzentrierte (Natur und Industrie im Sozialismus. Eine Umweltgeschichte der DDR, Göttingen 2015). Nun folgt Christian Möller mit seiner Untersuchung über „Umwelt und Herrschaft in der DDR“. Mit der Konzentration auf die Eingaben von DDR-Bürger\_innen zu Umweltfragen an staatliche Stellen setzt er jedoch einen anderen Fokus. Es geht ihm dabei vor allem um die gesellschaftlichen und staatlichen Aushandlungsprozesse von Umweltproblemen innerhalb einer sozialistischen Diktatur (S. 337).

Im Forschungsstand beleuchtet Möller zunächst kritisch das bis heute oft unhinterfragte Bild auf die DDR-Umweltgeschichte, wonach die „ostdeutsche Umweltpolitik von vornherein eine Farce gewesen sei“ (S. 17). Auch die Bevölkerung erschien demzufolge in bisherigen Studien „merkwürdig passiv“ (S. 18). Dies sei auf ein teleologisches Geschichtsbild zurückzuführen, das die DDR und ihre Umweltgeschichte vom desaströsen Ende her erzähle. Dabei ist Möller zweifelsohne zuzustimmen, wenn er fordert, dass die historische Forschung einzelne Aspekte der DDR-Geschichte nicht zugunsten eines demokratischen Aufarbeitungsauftrages ausblenden darf. In den (sehr knappen) methodischen Ausführungen vermischen sich anschließend thematische und methodische Herangehensweisen, die einer schärferen Trennung bedürft hätten. Da es Möller vor allem um Aushandlungsprozesse in Staat und Gesellschaft geht, wäre der Einsatz eines diskursanalytischen Vorgehens von Vorteil gewesen. Äußerst sinnvoll erscheint jedoch der methodische Ansatz eines punktuellen Vergleiches mit der Umweltgeschichte der BRD, da Politik und Gesellschaft beider deutscher Staaten miteinander verwoben waren. Der Vergleich eröffne auch einen „weiten Blick auf historische Kontinuitäten, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen“ (S. 21). Jedoch beschränkt sich Möller im weiteren Verlauf der Arbeit auf nur sehr wenige und allgemeine Aussagen zur Umweltpolitik der BRD, was aber wohl angesichts des Zuschnitts der Arbeit nicht zu vermeiden ist. Seine Quellen beziehen sich immerhin ausschließlich auf die DDR-Umweltgeschichte. Darüber hinaus kündigt Möller in internationaler Perspektive auch einen Blick in die übrigen Länder des ehemaligen Ostblocks an, was ebenso bei den folgenden Untersuchungen nur sehr eingeschränkt eingelöst wird. Als Quellen hebt er einleitend insbesondere DDR-Eingaben der Bevölkerung zu Umweltproblemen hervor, die er systematisch erst im letzten Teil seiner Arbeit aufgreift. Dieses Kommunikationsinstrument stellt im deutsch-deutschen Vergleich ein Spezifikum der DDR-Geschichte dar und ermöglichte den Bürger\_innen den beinahe unmittelbaren Kontakt zur Politik. Eingaben sind in der Tat eine relevante Quellengattung der DDR-Umweltgeschichte, da sie die Wahrnehmung der Umweltsituation durch die Bevölkerung widerspiegeln. Unzufriedenheit und Kritik am Staat konnten sich so legal manifestieren. Gleichzeitig waren sie ein Herrschaftsinstrument, „das der Stabilisierung der sozialistischen Diktatur diene, da es half, die in der Bevölkerung vorhandenen Protestpotentiale zu kanalisieren“ (S. 26). Als besonders relevant sieht der Autor für seine Studie

Kollektiveingaben an, für die sich Bürger\_innen in Interessensgemeinschaften zusammenschlossen. Nicht erörtert wird von Möller die Frage, ob das Eingabewesen auch der gezielten Überwachung kritischer Meinungen diente. Eine ebenfalls aktuelle Studie von Martin Stief („Stellt die Bürger ruhig“. Staatssicherheit und Umweltzerstörung im Chemierevier Halle-Bitterfeld, Göttingen 2019) zeigt indes auf, dass das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) durchaus sogenannte feindliche Eingaben zu umweltrelevanten Themen auswertete. Hinsichtlich der hinzugezogenen Archive und Archivalien weist Möllers Arbeit aber eine enorme Bandbreite von privaten Nachlässen bis hin zur staatlichen Überlieferung auf, was einen überzeugenden multiperspektivischen Ansatz erkennen lässt.

Die Studie ist chronologisch gegliedert, womit sie den „entscheidenden Wendepunkten der ostdeutschen Umweltgeschichte“ folgen soll (S. 34). Aufgeteilt ist die Arbeit daher in drei Hauptteile. Im ersten Teil werden Akteure behandelt, die in den 1950er und 1960er Jahren Reformdebatten zur Umweltsituation in der DDR anzustoßen versuchten. Der zweite Teil nimmt die Formierung und Institutionalisierung der DDR-Umweltpolitik in den 1970er Jahren in den Blick. Anschließend stellt der dritte Teil die Frage nach den Ursachen der ökologischen Krise in den 1980er Jahren. Mit der Auseinandersetzung um ein geplantes Reinstiliziumwerk in Dresden-Gittersee wird außerdem ein Fallbeispiel analysiert.

Der erste Teil „Auf der Suche nach Teilhabe und Konsens“ erörtert zunächst die ökologischen Ausgangsbedingungen der DDR nach dem Zweiten Weltkrieg. Besonders die Abhängigkeit von der heimischen Braunkohle stellte demzufolge einen Grund für die vergleichsweise schlechte Ausgangslage dar. Ein grundsätzliches Desinteresse der Staatsorgane an Umweltfragen sieht Möller jedoch in den 1950er Jahren nicht. Parteikontrollorgane wie die Zentrale Kommission für Staatliche Kontrolle (ZKSK) untersuchten demzufolge immer häufiger lokale Konflikte, die durch Industrieemissionen ausgelöst wurden. Auch bei Wirtschaftsfunktionären und Betriebsleitungen setzte laut Möller in den 1950er und 1960er Jahren ein Umdenken ein. Ein Hemmnis für den Umweltschutz stellte jedoch die Investitionsmittelknappheit in der DDR dar. Neben dem ZKSK beschäftigten sich auch das Amt für Wasserwirtschaft (AfW) und die Staatliche Hygieneinspektion (StHI) in den 1950er Jahren mit Fragen des Umweltschutzes, deren Arbeitsweisen und Hindernissen Möller ebenso nachgeht wie den Handlungsmöglichkeiten früher Akteure des staatlich inkorporierten Naturschutzes.

Den geänderten Rahmenbedingungen und deren Konsequenzen für Umweltfragen in den 1970er Jahren widmet sich Möller im zweiten Kapitel „Der ökologische Aufbruch und die Formierung der sozialistischen Umweltpolitik“. Nach dem Mauerbau 1961 wurde demnach eine Phase ökonomischer Reformen eingeleitet, die auch dem Umweltschutz mehr Raum bot. Zudem wurde die wissenschaftlich-technische Expertise aufgewertet. Die Zusammenarbeit im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) ermöglichte darüber hinaus neue Spielräume. Möller stellt in diesem Kapitel den Forschungsrat der DDR als wichtigen Impulsgeber für Reformen im Umweltschutz dar. Dieser war eine Schnittstelle zwischen Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Anschließend beginnt er mit der Analyse von Eingaben als Quellen. Dabei wird deutlich, dass diese über den situativen Protest hinaus auch eine komplexe Dynamik entwickeln konnten. So ähnelten die Gruppen, die in den 1960er Jahren Kollektiveingaben vorbrachten, laut Möller den frühen Bürgerinitiativen der BRD. Er konstatiert in diesem Zusammenhang für die späte Ulbricht-Ära einen „vorsichtige[n] Wertewandel [...], der immer stärker auch die Qualität der Lebens- und Wohnumwelt als Gradmesser für persönliche Zufriedenheit einbezog“ (S. 154). Des Weiteren behandelt Möller in diesem Kapitel die „Prognose industrieller Abprodukte und planmäßige Gestaltung der sozialistischen Landeskultur“ von 1967, da diese den Beginn der modernen Umweltpolitik in der DDR markiere. Die DDR testete außerdem Ende der 1960er Jahre die Wirksamkeit von Umweltafgaben durch die Betriebe. In Bezug auf das deutsch-deutsche Verhältnis argumentiert Möller, dass das Interesse der Betriebe am Umweltschutz in dieser Zeit häufig an der Grenze zum Westen haltmachte, da man keine Investitionen tätigen wollte, die vor allem der BRD zugutekamen. Diese Einstellung fand sich jedoch, wie er selbst einschränkt, so direkt nur in einer seiner untersuchten Quellen (S. 173).

1970 wurde schließlich das sogenannte Landeskulturgesetz und damit das europaweit zweite Umweltschutzgesetz erlassen. Möller zeigt dabei auf, dass dieses das Ergebnis eines gesellschaftlichen Aushandlungsprozesses gewesen ist, an dem auch Naturschützer\_innen aus der DDR beteiligt waren. Auch wenn ihre Erwartungen in den folgenden Jahren enttäuscht wurden, sei das Gesetz „ein hoffnungsvolles Zeichen des Aufbruchs“ (S. 187) gewesen. Dennoch blieb die faktische Stellung des Umweltschutzes laut Möller prekär, da die Behörden materiell und personell schlecht ausgestattet gewesen seien. 1972 wurde aber

das Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft (MUW) gegründet. Die häufig vorgebrachte These, dass das MUW keine Gestaltungsmöglichkeiten hatte, wird von Möller differenziert betrachtet. Mit dem von der SED propagierten Ideal der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ sei außerdem ein Partizipationsangebot verbunden gewesen, das ein legitimes Staatsbürgerengagement in der DDR ermöglichte. So konnten wahrgenommene Probleme thematisiert und in Form von Eingabeprotesten artikuliert werden. In den „Wochen der sozialistischen Landeskultur“, die von 1971-1973 stattfanden, erreichte die von der SED tolerierte öffentliche Auseinandersetzung mit Umweltproblemen außerdem Möller zufolge einen Höhepunkt. Die Wochen folgten „mit ihrer charakteristischen Mischung aus Information, (Selbst-)Anklage, Besserungsversprechungen und dem ausführlichen Verweis auf erzielte Erfolge einer für staatssozialistische Gesellschaften typischen Form der politischen Inszenierung“ (S. 218).

Im dritten und abschließenden Teil beleuchtet Möller „Das Scheitern der ökologischen Modernisierung und das Ende des umweltpolitischen Konsenses“. Der Autor weist allerdings darauf hin, dass die Umweltschutzinvestitionen auch in den 1980er Jahren kontinuierlich zunahmen. Die Verantwortlichen waren sich der Bedeutung dieser Maßnahmen also durchaus bewusst. Dennoch reichten die Ausgaben in diesem Bereich bei Weitem nicht aus, um die Situation nachhaltig zu verbessern. Insgesamt spricht Möller vom DDR-Umweltschutz in den 1980er Jahren als einer „kopflosen Flickschusterei“ (S. 231). Zunehmend wurden außerdem vor dem Hintergrund internationaler Anforderungen Umweltdaten geheim gehalten, was im Geheimhaltungsbeschluss von 1982 gipfelte. Interessant im Vergleich mit anderen Studien ist die Einschätzung der Rolle des Umweltministers Hans Reichelt in den 1980er Jahren. Huff sieht beispielsweise das MUW unter Reichelt gar als „etwas außerhalb der strikten SED-Parteidisziplin“ (Huff, S. 235.) stehend an, während Möller ihn als linientreuen Funktionär beschreibt, „der die Politik der SED-Führung oft in vorauseilendem Gehorsam umsetzte [...]“ (S. 238). Es fehlte ihm demnach an „Willen und Mut, nach neuen Wegen zur Verwirklichung der Ziele des Umweltschutzes zu suchen“ (S. 248). Laut Huff wurde Reichelt dagegen in seinen Handlungsmöglichkeiten durch den Wirtschaftssekretär Günter Mittag zu stark blockiert (Huff, S. 413). Mitarbeiter\_innen des Umweltministeriums resignierten aber Möller zufolge zunehmend unter der rigiden Führung Reichelts. Innerhalb des MUW war das 1982 gegründete Zentrum für Um-

weltgestaltung (ZUG) ein Sammelbecken kritischer Initiativen.

Der Autor vertritt in diesem Kapitel die These, dass auch ein mit der politischen Linie der SED konformer Einsatz für die Umwelt der Umweltbewegung in der DDR zuzurechnen ist. Damit erweitert er überzeugend die Perspektive auf das Bürgerengagement in Sachen Umweltschutz in der DDR. Besonders das Instrument der Eingabe war demnach eine legale Möglichkeit für die Bevölkerung, auf ökologische Probleme aufmerksam zu machen, worauf Möller im Folgenden an eindrücklichen Beispielen eingeht. In den beiden vorhergehenden Hauptkapiteln geschah dies jedoch nur sehr punktuell. Möller bewertet das Eingabewesen grundsätzlich als ein durchaus ernstgemeintes Partizipationsangebot durch den Staat. Sie konnten sich demnach aber auch in rechtlichen Grauzonen bewegen, wie er an Beispielen deutlich macht. Dennoch seien Repressionen gegen Eingabeverfasser\_innen Ausnahmen gewesen. Die Eingaben zu Umweltthemen zeigten darüber hinaus, dass es lokale und regionale Proteste gegen die Umweltsituation gab, welche die sozialwissenschaftliche Umweltbewegungsforschung, die sich ausschließlich westlicher Erklärungsmuster bediente, nicht berücksichtigte. Die Bedeutung der Eingaben schätzt Möller aufgrund ihres Einflusses auf die Politik als außerordentlich hoch ein: „[...] Eingaben erregten große politische Aufmerksamkeit und beeinflussten die ostdeutsche Umwelt- und Gesellschaftsgeschichte nachhaltig“ (S. 282). Abschließend wird sowohl die Umweltbewegung unter dem Dach des Kulturbundes, als auch die Umweltbewegung unter dem Dach der Kirche behandelt. Auch die Gesellschaft für Natur und Umwelt (GNU) ist für Möller, trotz der ideologischen Umklammerung durch die SED, damit der Umweltbewegung in der DDR zuzurechnen. Besonders Jugendliche und junge Erwachsene engagierten sich demnach hier. Die Grenzen des Machbaren, die sich in der Umweltpolitik aufgrund der ökonomischen Probleme zeigten, waren laut Möller Teil eines Konsenses, den es nicht zu hinterfragen galt. Viele junge Natur- und Umweltschützer\_innen stimmten diesem jedoch nicht zu. Daher gelang es der GNU, zahlreiche Menschen für ihre massenpolitischen Aktionen zu gewinnen. Es wurden Landschaftstage, Landeskultur- und Umweltkonferenzen durchgeführt. Dabei kamen Umwelt- und Naturschützer der GNU mit Wirtschaftsfunktionären zusammen, um Umweltprobleme zu erörtern. Den Ortsgruppen der GNU standen anders als der kirchlichen Umweltbewegung legale Publikationsorgane zur Verfügung. Eingaben eröffneten ihnen außerdem einen poli-

tisch und rechtlich legitimierten Handlungsrahmen zur Kritik der ökologischen Situation in der DDR. Die Grenzen zwischen der Arbeit der Ortsgruppen der GNU und den kirchlichen Gruppen wurden in den 1980er Jahren immer durchlässiger. Die Interessengemeinschaft Berlin-Köpenick organisierte beispielsweise die „Öko-Kirmes“, die auch bei Anhängern der sogenannten unabhängigen Umweltbewegung Anerkennung fand. Möllers Analysen zufolge war die Gründung der GNU jedenfalls nicht ausschließlich auf ein Kalkül der Staatsführung zurückzuführen, die kirchliche Umweltbewegung zu zähmen. Diese These würde die Impulse „eines Modernisierungsprozesses [verkennen], auf den der Naturschutz in den siebziger Jahren aus sich selbst heraus drängte“ (S. 302). In der GNU Führungsspitze herrschte jedoch Uneinigkeit über den Umgang mit neuen ökologischen Kräften in den eigenen Reihen. 1989 wurde die GNU schließlich von den Ereignissen überrollt. Nach offenen Konflikten bildete die Mehrheit der Arbeits- und Interessengemeinschaften Ende November die „Grüne Liga“ und die GNU zerfiel im Einigungsprozess. Anschließend geht Möller auf die Umweltbewegung unter dem Dach der Kirche ein und beleuchtet auch deren Spaltung (Umweltbibliothek – Arche – Kirchliches Forschungsheim Wittenberg). Er attestiert der Umweltbewegung in der DDR einen verspäteten und holprigen Auftritt auf der Bühne der Herbstereignisse 1989, was zu ihrem Niedergang beigetragen habe. Politisiert sei die Bewegung jedoch nicht erst seit Ende der 1980er Jahre gewesen, da sie inhärent von Beginn an das herrschende Politik- und Wirtschaftssystem kritisierte. Dabei waren Eingaben häufig Initiationsmomente für die Bildung von Umweltgruppen. Möller macht deutlich, dass es durchaus eine Kommunikation zwischen Staat und kirchlicher Umweltbewegung gab. Zudem hätten viele Bürger\_innen in Form von Eingaben bereits sehr früh begonnen, die Politik in Frage zu stellen. Abschließend stellt Möller als Beispiel für erfolgreiche Bürger\_innenproteste in der DDR die Auseinandersetzung um den Bau eines Reinstsiliziumwerkes in Dresden-Gittersee von 1987 bis 1989 vor. Möller gelingt, trotz der anfangs genannten Kritikpunkte, mit seiner Studie die Erweiterung des Blicks auf die Umweltbewegung in der DDR. Nicht nur die kirchlichen Umweltgruppen, auf die bisher in der Forschung der Fokus gelegt wurde, kritisierten demnach die ökologische Situation in der DDR. Viele Bürgerinnen und Bürger machten auf ihren Widerstand in Individual- und Kollektiveingaben aufmerksam und auch die Akteure der staatsnahen Gesellschaft für Natur und Um-

welt nahmen kritische Positionen gegenüber der DDR-Umweltpolitik ein. Möllers Arbeit muss daher als ein wichtiger Beitrag zur Umweltgeschichte der DDR hinsichtlich der Akteursebene beurteilt werden.

*Dr. Regina Göschl, Bochum*

**Lutz Raphael:**  
**Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom**

*Berlin, Suhrkamp Verlag 2019 (525 S., ISBN 978-3-518-58735-5), 32,00 € (Frankfurter Adorno Vorlesungen 2018)*

Erst stirbt die Zeche, dann stirbt die Stadt – wohl kaum ein Protest gegen Zechenschließungen kam ohne diese Losung aus. Die „Entindustrialisierung“ (Nonn 2002, S. 9) war ein langfristiger und vielschichtiger Prozess mit weitreichenden Folgen. Er betraf nicht nur die Kernregionen der europäischen Schwerindustrie, sondern zog auch tiefgreifende Transformationen in zahlreichen anderen produzierenden Industrien nach sich, wie zum Beispiel der Textilindustrie. Lutz Raphael fragt in seiner ebenso breiten wie tiefen Darstellung „Jenseits von Kohle und Stahl“ danach, was es bedeutete, wenn sich die Anteile an der Wertschöpfung weg vom industriellen Sektor hin zum Dienstleistungssektor verschoben. Hierfür rückt der in Trier lehrende Professor für Neuere und Neueste Geschichte die Industrie- und Dienstleistungssektoren Großbritanniens, Frankreichs und der Bundesrepublik in den Mittelpunkt. Sie waren von den tiefgreifenden Transformationen europäischer Arbeitsmärkte seit den 1970er Jahren am stärksten betroffen. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich über den dreißigjährigen Zeitraum von 1970 bis 2000. Das Buch knüpft damit an die umfangreichen Forschungen zur westeuropäischen Gesellschaftsgeschichte während und nach den Hochkonjunkturen der 1950er und 1960er Jahren an.

„Jenseits von Kohle und Stahl“ besteht aus zwei Teilen, die die programmatischen Titel „Vogelperspektive“ und „Nahaufnahmen“ tragen. Beide Teile bestehen zusammen genommen aus acht Kapiteln, in denen Raphael Schritt für Schritt von einer Makro- in eine Mikroperspektive wechselt. Raphaels Fokus liegt sowohl auf Akteursgruppen, die er nach nationalen und sektoralen Kriterien differen-

ziert, als auch auf individuellen (in der Regel anonymisierten) Biografien. Entscheidendes Kriterium war die Tätigkeit in einem Industriebetrieb. „Arbeiterinnen und Arbeiter, [...] Meister und [...] Vorarbeiter“ in Frankreich, Großbritannien und der Bundesrepublik stehen im Mittelpunkt. Raphael fragt nach Ausgangsbedingungen, Deutungsmustern, Handlungsoptionen und biografischen Trends, die die Transformationen industrieller Arbeitsstrukturen begleiteten und beeinflussten. Er zeichnet dabei ein außerordentlich facettenreiches Bild, das sich nicht auf nationale Spezifika reduziert, sondern vorrangig sektorale, regionale und lokalen Differenzierungen enthält.

Mit einer Makroperspektive beginnend, skizziert Raphael im ersten Kapitel eine Vielzahl ökonomischer Trends, deren Zusammenwirken zwischen 1970 und 2000 zu einem komplexen und dynamischen Wandel wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen führte. In diesem Zeitraum verschoben sich die Anteile an der Gesamtwertschöpfung der untersuchten Volkswirtschaften gravierend. Während der industrielle Sektor seit den 1970er Jahren massiv Anteile einbüßte, stellten zu Beginn der 2000er Jahre die Dienstleistungen in Forschung und Entwicklung, im Gesundheitswesen, im öffentlichen Dienst und im Finanzwesen einen Großteil des Bruttoinlandsproduktes. Der Niedergang schwerindustrieller Leitsektoren ging einher mit einer Neubewertung staatlichen Handelns in Wirtschaftsfragen. Zunehmend setzten sich Leitbilder durch, welche finanzökonomische Instrumente und Strategien gegenüber direkten staatlichen Interventionen in die Wirtschaft, z. B. durch Investitionen, bevorzugten. Im zweiten Kapitel widmet sich Raphael jenen Berufsgruppen, die die zeitgenössischen öffentlichen Debatten dominierten und dabei die etablierten Narrative zur Deindustrialisierung entwickelten. Mit ihren Deutungen und Analysen hatten Politiker, Manager, Gewerkschaftler, Journalisten, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler und nicht zuletzt Künstlerinnen und Künstler einen großen Einfluss auf die Erfahrungs- und Handlungsräume der Industriearbeiterinnen und -arbeiter.

Als ein konkretes Beispiel für diese Zusammenhänge verweist Raphael auf die sozioökonomischen Statistiken der betrachteten Länder. Sie stellten das spezifische Raster bereit, mit dem die untersuchten Länder gesellschaftliche Wandlungsprozesse analysierten. Indem zum Beispiel die Deutsche Sozialstatistik auf das Konzept von „Klassen“ (wie z. B. „Arbeiterklasse“) verzichtete, seien Konfliktlinien, die sich aus spezifischen Strukturen der Arbeitsorganisation und Macht-

verteilung ergaben, gleichsam systematisch ausgeblendet worden. Die britischen und französischen Sozialstatistiken fragten dagegen gezielt nach entsprechenden Konflikten (109). Im dritten Kapitel rückt dann die Handlungsmacht der Industriearbeiterschaft als eine „Politikgeschichte von ‚unten‘“ (144) in den Mittelpunkt. Hier nimmt Raphael in einer „Ereignisgeschichte von Arbeitskämpfen und Sozialprotesten“ (144) das Handeln der Arbeiterschaften während der industriellen Transformationsprozesse in den Blick. Doch die Bilanz der zahlreichen zeitlich und räumlich verteilten Proteste gegen Entlassungen und Werksschließungen fiel mager aus. Erfolgreich gab es nur selten und noch dazu waren sie nur von kurzer Dauer. Den „Abschied der Industriearbeiter von der politischen Bühne“ (200) konnten sie nicht verhindern. Deutlich machte das ein zunehmender Rückzug des gesellschaftlichen Konzeptes der „Sozialbürgerschaft“ (206), wie Raphael im vierten Kapitel zeigt. Schrittweise erodierten jene sozialpolitischen Schutzsysteme und Privilegien, die bis zum Ende der 1970er Jahre aufs engste mit industriellen Arbeitsplätzen verknüpft waren. Nach dieser sozialhistorischen Perspektive widmet sich Raphael im fünften Kapitel den beruflichen Wissensordnungen, die in den Jahren zwischen 1970 und 2000 tiefgreifenden Transformationen unterlagen. Neue Technologien und Strukturen in den Unternehmen führten dazu, dass das etablierte Wissen in immer kürzeren Abständen erneuert und angepasst werden musste. Für die Betroffenen bedeutete dies häufig wechselnde Erwartungen und Anforderungen. Raphael beschreibt das als eine „Subjektivierung von Kompetenzbewertung und Leistungsbeurteilung“ (293). So standen neu gewonnenen Freiheiten, beispielsweise durch flexiblere Arbeitszeitmodelle, auch neue Formen der Belastung gegenüber.

An dieser Stelle enden Raphaels Darstellungen der Mesoebene und es folgt der zweite Teil des Buches, in welchem er sich auf die Mikroebene konzentriert. Der zweite Teil beginnt mit dem sechsten Kapitel, in welchem erwerbsbiografische Verlaufsmuster von Arbeiterhaushalten in den drei untersuchten Ländern rekonstruiert werden. Als Grundlage nutzt Raphael sozioökonomische Datenreihen, die anonymisiert über lange Zeiträume von bis zu mehreren Jahrzehnten geführt wurden. Die vergleichsweise abstrakte Darstellung orientiert sich an biografischen Anker- und Wendepunkten: Ausbildung und Berufseinstieg, Familiengründung, Jobwechsel und schließlich der Ausstieg aus dem Erwerbsleben. Es sind vor allem die präsentierten anonymisierten Biografien mit und ohne

Migrationshintergrund, anhand derer die nationalen Spezifika der Deindustrialisierung in eindrücklicher Weise deutlich werden. Dabei tritt im Vergleich mit Deutschland und Frankreich vor allem das Schicksal britischer Arbeiterhaushalte besonders hervor. Sie sahen sich mit einer bewussten staatlich forcierten Deindustrialisierungspolitik konfrontiert, in deren Folge in den 1980er Jahren mehr als die Hälfte aller Industriearbeitsplätze wegfiel (320).

Im siebten Kapitel geht Raphael der Frage nach, wie sich die Deindustrialisierung in konkreten betrieblichen Arbeits- und Lebenswelten abbildete. Dabei betrachtet er Unternehmen vorrangig als soziale Konstrukte, „als Kreuzungspunkt von Solidaritäten und Bindungen“ (370). Die etablierten betrieblichen Strukturen erodierten im Untersuchungszeitraum zunehmend. Im Gleichschritt mit den sich wandelnden Wissensordnungen differenzierten sich die betrieblichen Sozialordnungen aus und verloren dabei ihre identitätsstiftende Wirkung. Raphael beschreibt eine „Pluralisierung der Betriebsordnungen“, die von „demokratische[n] Produktionsgemeinschaften“ (401) bis hin zu „seelenlosen Arbeitshäusern“ (412) reichte. Mit Blick auf das Ende seines Untersuchungszeitraumes konstatiert Raphael eine Stärkung „pluralistisch liberaler Betriebsordnungen“ (414). Er stellt fest, dass die Betriebe angesichts einer Zunahme von „Distanz- und Ohnmachtserfahrungen in Gesellschaft und Politik“ (418) mehr und mehr als Stabilitätsanker fungieren.

Dass sich die Verschiebungen sozialer Strukturen nicht nur auf dem Papier oder in den Köpfen abspielten, zeigt Raphael am Schluss seines Buches. Hier widmet er sich den räumlich-geographischen Erscheinungsformen, die die Deindustrialisierung sichtbar werden lassen. Mehr noch als durch Industriebrachen oder zu Dienstleistungszentren umgebaute Produktionshallen machten sich die Folgen ganz konkret in den sozialräumlichen Strukturen der Städte und Gemeinden bemerkbar. Mit den industriellen Großbetrieben verschwanden häufig auch die traditionellen industriellen Wohngegenden. Eigenheimsiedlungen in Randlage lösten die konzentrierten, häufig zentrums- und werksnah gelegenen Arbeiterviertel in den Städten ab.

Schließlich war die Deindustrialisierung Westeuropas ein einschneidender Transformationsprozess, der mit schmerzhaften Verlusterfahrungen einherging. Diesem Niedergangsnarrativ setzt Raphael ein Demokratisierungsnarrativ entgegen. Geprägt von intensiven Arbeitskämpfen und Debatten über die Zukunft der Industriearbeit seien die Betriebe als ein Nebeneffekt der Deindustrialisierung zu Orten gesellschaftlicher Aushand-

lungsprozesse und mithin demokratischer Teilhabe geworden.

„Jenseits von Kohle und Stahl“ bietet damit einen anspruchsvollen Überblick über den aktuellen Stand der historischen Forschungen zur (west)europäischen Deindustrialisierung. Auch wenn bisweilen durch die zahlreichen miteinander verwobenen Analyseebenen und thematischen Zugänge der Überblick verloren zu gehen droht, ist dennoch ganz klar eine Lesempfehlung auszusprechen – nicht zuletzt als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen.

*Nikolai Ingenerf M. A., Bochum*

**Regina Smolnik/Naděžda Goryczková (Hg.):**  
**ArchaeoMontan 2018. Das Erzgebirge im Fokus der Montanarchäologie.**  
**Internationale Fachtagung**  
**Dippoldiswalde 23. bis 24. August 2018.**

*Dresden, Landesamt für Archäologie Sachsen 2018*  
*(428 S., zahlr. Abb., Tabellen, Skizzen, Karten, Diagramme und Schaubilder, ISBN 978-3-943770-38-4), 29,00 €*  
*(Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Bd. 32)*

Dieser weitere Berichtsband des sächsischen Landesamtes für Archäologie ist das Resultat einer ertragreichen interdisziplinären Fortführung des komplexen Forschungsprojekts ArchaeoMontan zur historischen Bergbaulandschaft Erzgebirge. Durch die Förderung der Europäischen Union (Fonds für regionale Entwicklung) konnten montanarchäologische Vorhaben auch in Gebieten des böhmischen Erzgebirges weitergeführt und neue in Sachsen initiiert werden. Fachleute aus sächsischen und tschechischen Wissenschaftsorganen kooperierten, um die Forschungsarbeit zum mittelalterlichen Bergbau der Region zu intensivieren und auf offene Fragen differenzierte Antworten zu finden.

Die zeitliche Dimension und das sachliche Schwerpunktprogramm dieser Zwischenbilanz umfasst wiederum das Mittelalter, eine Zeit, in der das Fundmaterial systematischer Grabungen und dessen Analysen den Erkenntniswert der minimalen schriftlichen Überlieferung durchaus übersteigen. Das vermittelt der einführende Bericht Christiane Hemkers „Das Erzgebirge im Fokus der Mon-

tanarchäologie“ (S. 9-54) nachdrücklich: ein detailliert zusammengefasster Forschungsstand über den genannten Zeitraum hinweg, der auch bergbauliche Veränderungen und einen wiederholt technischen Wandel einschließt sowie benachbarte Regionen umgreift – eine Raumvermessung ambitionierter Fortführung und Ausweitung der Forschung, die eigene Fragen aufwirft, der sich aber stets ungelöste Probleme entgegenstellen.

Die Montanarchäologie ist insbesondere auf die Geologie und Geophysik angewiesen, die ihren eigenen naturwissenschaftlichen Methoden folgen und mit ihren Ergebnissen Grundbedingungen des Bergbaus erhellen, wie der Beitrag zur neu entdeckten Bergbausiedlung im „Vorderen Grünwald“ in der Kammlage des Osterzgebirges zeigt (S. 175-197). Auch über die Bergwerksregion und die wüst gefallene Siedlung Mückenberg im Revier Gottesgab (Boži Dar) geben zeitgenössische kartographischen Quellen und Bodenfunde insofern stichhaltige Hinweise, als sie erkennen lassen, dass es hier vor der Blütezeit des Zinnabbaus Mitte des 16. Jahrhunderts eine entwickelte Siedlung gab. Sie bildete offenbar mit dem Bergbaubetrieb einen kontingenten Zusammenhang, wiewohl es noch an materiellen Belegen für die Arbeit unter Tage mangelt. Dennoch folgern die jungen tschechischen Kollegen anhand ihrer multiperspektivischen Forschungen (vor allem aufgrund der umfangreichen Keramikfunde, die sie eindrucksvoll abbilden), dass es hier ein frühneuzeitliches Revier gegeben habe, das von den geologischen Fachleuten schlicht vernachlässigt wurde (S. 258-268).

In diesen Rahmen gehören auch die Darlegungen zum Pilotprojekt des mittelalterlichen Bergbauwesens im Westen des tschechischen Erzgebirges von Kryštof Denner und Petr Lisek mit Belegen, dass die Anfänge dieses Bergbaus bis in das 13. Jahrhundert zurückreichen – bei vergleichbarer sächsischer Infrastruktur (S. 228-240). Auf sächsischer Seite konnten die archäometallurgischen Analysen im Umfeld des ehemaligen Franziskanerklosters in Annaberg fortgesetzt und erste Ergebnisse zur Münze und metallurgischen Werkstätten vorgelegt werden (Petr Hrubý und Karel Malý, zusammen mit dem Grabungsleiter Silvio Bock). Das Problem sind die massiven Zerstörungen beim Stadtbrand 1604, da vom Westflügel der Anlage archäologisch kaum noch Reste nachweisbar sind. Dennoch geben die Grabungsbefunde (Sedimentproben, Schlacken) und Fundstücke (technische Keramik) einen Einblick in eine frühneuzeitliche Münzstätte und deren metallurgische Betriebsabläufe. Inwieweit diese Münzstätte Georgius Agricola bzw. Lazarus Ercker zu ihren Ausführungen

über Bergbau und Metallurgie angeregt haben können, sei dahingestellt. Schließlich war Ercker 1568 u. a. als Gegenprobierer in Kuttenberg tätig und begutachtete ein Probeschmelzen von Schlacken aus auflässigen Hütten, er galt als befähigter Fachmann, der seine Sache verstand.

Eine neue Bergschadenanalyse (BSA – Geometria Subterranea) in Zinnwald-Georgenfeld, durchgeführt von Jens Kugler und Rainer Sennewald in jahrelanger Archivarbeit und Feldforschung, bietet umfangreiches Hintergrundwissen und sachliche Zusammenhänge für weitere Fragestellungen (wiederholte Störungen im Grubenwasserablauf und bei der Bewetterung der Verbundgrube Zinnwald/Cínovec), besonders aber zur Frage der Schachtverwahrungen, um bei Abbaufeldern Kontrollstrecken beobachten zu können, ohne größere Flächenverwahrungen vornehmen zu müssen – ein zentrales Problem der Gefährdungsbereiche in Altbergbau-Gebieten, das schon die DDR-Experten herausforderte.

Alle Beiträge sind jeweils ins Deutsche und Tschechische übertragen, sodass die Ergebnisse der Untersuchungen auch aus den Bereichen Montan- und Landschaftsarchäologie, Geschichte und Archivstudien sowie Fernerkundung und die Auswirkungen des Bergbaus auf die Umwelt adäquat auf europäischer Ebene rezipiert werden können. Auf technologische Probleme der Aufbereitung und Verhüttung wird allerdings nicht eingegangen, auch wenn aus den archäologischen Befunden und den archäometrischen Untersuchungen an Schlacken und Metallfunden Probleme der Metallverarbeitung (Schmelzhütten) darzustellen gewesen wären („Vorderer Grünwald“, „Die Aufbereitung und Verarbeitung von Zinnerzen im Einzugsgebiet Schwarzwasser und Wistritz“, allerdings betreffen die Ergebnisse der archäologischen Forschung der Jahre 2016-2017 vorwiegend das 16. Jahrhundert).

Die Wissenschaftler haben zum zweiten Mal ihr Erkenntnisinteresse auf eine für das Erzgebirge typische Montanregion gerichtet, deren natürliche Ressourcen die historischen Abläufe nicht erst im Mittelalter prägten. Gestützt auf die schriftliche Überlieferung, wurde ein scheinbar klares Bild der Vergangenheit gezeichnet, das aber aufgrund der Erschließung des Bodenarchivs mit seinen dokumentarischen Funden immer wieder zu Korrekturen, Differenzierungen und neuen Ergebnissen führt. Zweifelsohne werden die sächsisch-böhmischen Fachleute die Bedeutung dieser materiellen Zeugnisse und leibhaftigen Spuren auch weiterhin gewinnbringend nutzen.

*Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg*

Judith Fait:

„...Schlank aufstrebend wie die Kirchtürme...“. Die Zeche Hausham, ein landschaftsbezogener Industriebau der Architekten Schupp und Kremmer in Oberbayern

*Clausthal-Zellerfeld, Papierflieger-Verlag 2020 (64 S., zahlreiche Abbildungen, ISBN 978-3-86948-774-8), 10,90 €*

Fritz Schupp und Martin Kremmer zählen zu den wichtigsten deutschen Industriearchitekten, vermittelte ihre Formensprache doch umfassende Impulse für das moderne Bauen in diesem Sektor. Ihr Arbeitsschwerpunkt lag auf Bauten für die Montanindustrie, für die sie zahlreiche Schachtanlagen, aber auch Kokereien und Nebenproduktenanlagen sowie Stahlwerke planten. Dazu kamen Verwaltungsgebäude, Sozialbauten und einzelne Wohnhäuser. Der mit Abstand größte Teil entstand zwischen den 1920er und 1950er Jahren im Ruhrgebiet, das bis heute durch zahlreiche erhaltene Bauten geprägt ist. Kein anderes Architektenbüro hat das Bild der Region stärker beeinflusst als Schupp und Kremmer. Ähnliches gilt für den Ibbenbürener Bergbau. Mit dem Erzbergwerk Rammelsberg in Goslar und der Schachanlage Zollverein XII in Essen besitzen zwei Baukomplexe den Status eines UNESCO-Weltkulturerbes, viele andere gelten heute als Industriedenkmale. Der umfangreiche zeichnerische Nachlass der beiden liegt im Montanhistorischen Dokumentationszentrum beim Deutschen Bergbau-Museum Bochum ([montan.dok](http://montan.dok)), dessen Leiter Michael Farrenkopf 2011/12 zusammen mit Wilhelm Busch und Rainer Slotta ein dreibändiges Überblickswerk zum Bestand publizierte (Das architektonische Werk der Architekten Fritz Schupp und Martin Kremmer (Veröffentlichungen des Deutschen Bergbau-Museums Bochum, Nr. 154, 183, 185 = Schriften des Bergbaus-Archivs, Nr. 19, 23, 24)).

Zu den weniger bekannten Bauten von Schupp und Kremmer gehört die oberbayerische Zeche Hausham, der sich der vorliegende Band erstmals in umfassender Perspektive widmet. Das 1934/35 entstandene Fördergerüst am Klenzeschacht weist zahlreiche Besonderheiten auf und stellt aus diesem Grund einen wichtigen Kontrastpunkt zum sonstigen Œuvre dar, dessen Gestaltungsmerkmale zudem weitere Konzepte insbesondere im Harz beeinflussten. Es ging um die sensible Einbettung der Architektur in eine Landschaft, die anders als die im Ruhrgebiet eben nicht industriell, sondern durch eine relative Naturnähe geprägt war. Folglich entstand das einzige Stahlbeton-Fördergerüst aus der Feder

von Schupp und Kremmer nicht, weil dieser Baustoff in der Umgebung bereits vorherrschte, sondern weil sich seine helle Farbe besonders gut in die Umgebung einpasste, dessen sonstige bauliche Dominanten die weißen Kirchen der umliegenden Dörfer bildeten. Was im Ruhrgebiet die Ziegelvorhangfassade auf einem Stahlunterbau war, war in Oberbayern der Stahlbeton. Die Konstruktion der anderen Gebäude erfolgte dagegen in der typischen Stahlskelettbauweise, jedoch in der äußeren Gestalt in starker Anlehnung an die ortsüblichen Baustile mit weißen Fassaden und Verbetterung der oberen Bereiche.

Judith Fait bietet in ihrem umfassend bebilderten Buch neben der Baugeschichte des Klenzeschachtes auch einen knappen Überblick über die Entwicklung des regionalen Steinkohlenbergbaus und die Rolle von Schupp und Kremmer als Industriearchitekten. Da die Zeche Hausham in dem oben erwähnten Kompendium angesichts der unzureichenden Überlieferung im Bestand des [montan.dok](http://montan.dok) nur vergleichsweise knapp berücksichtigt wird, stellt Faits Arbeit eine wichtige Ergänzung zu diesem dar.

*PD. Dr. Dietmar Bleidick, Bochum*

### **Stefan Siemer: Das materielle Erbe des Steinkohlenbergbaus in Deutschland**

*Berlin/Boston, Verlag De Gruyter Oldenbourg, 2020 (50 S., 12 Abb., 2 Tab., ISBN 978-3-11-068693-7), 24,95 €.*  
*(Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, Nr. 237 = Schriften des Montanhistorischen Dokumentationszentrums, Nr. 38)*

Die 50 Seiten starke Handreichung zur Dokumentation und Digitalisierung in kleinen Sammlungen von Stefan Siemer ist eines der Ergebnisse des Projektes „Getrenntes Bewahren – Gemeinsame Verantwortung“, das von Ende 2014 bis Anfang 2017 am Montanhistorischen Dokumentationszentrum ([montan.dok](http://montan.dok)) des Deutschen Bergbau-Museums (DBM) in Bochum durchgeführt wurde. Das dünne Heft sollte nicht über die Bedeutung hinwegtäuschen, die diese Darstellung für die praktische Inventarisierungs- und Dokumentationsarbeit in bergbaulichen Sammlungen in überwiegend ehrenamtlich geführten Museen für die Mitarbeiter haben kann.

Stefan Siemer schafft es als wissenschaftlicher Mitarbeiter einer großen musealen Einrich-

tung, dem Montanhistorischen Dokumentationszentrum am Deutschen Bergbau-Museum, mit einer klaren Sprache und einigen grundsätzlichen Fragestellungen eine konzentrierte Fokussierung auf die wesentlichen Überlegungen und Fragestellungen zu erarbeiten. In der Einleitung nimmt der Autor mit den Fragen nach dem Zweck, den Adressaten und dem Aufbau der Handreichung den interessierten Leser direkt an die Hand und formuliert als Ziele der folgenden Ausführungen, für kleinere Museen und Sammlungen Möglichkeiten zur einfachen Inventarisierung und Dokumentation aufzuzeigen, um die umfangreichen Sammlungen als Teil des deutschlandweiten Erbes des Steinkohlenbergbaus zu ermitteln und zu dokumentieren. Dabei kann die Handreichung, das betont Stefan Siemer explizit, nur ein erster Schritt auf den umfangreichen Weg zu einer wissenschaftlichen Dokumentation sein. Und eine solche Inventarisierung und Dokumentation in den kleinen Museen und Sammlungen ist „alles andere als ein Selbstzweck“ (S. 4), sondern sie ist auch ein erster Schritt zu Sichtbarmachung des materiellen Erbes des deutschen Steinkohlenbergbaus sowie der Vernetzung der verschiedenen Institutionen, die an der Geschichte dieser Industrie interessiert sind.

Nach der Einleitung wird unter der Fragestellung „Was sind Bergbauobjekte?“ im ersten Teil der Handreichung aufgezeigt, wie sich bergbauliche Sammlungen von anderen Sammlungsgebieten abgrenzen und gleichzeitig an vielen Stellen mit diesen verbunden sind. Denn „was ein Objekt des Steinkohlenbergbaus ausmacht, hängt letztlich von der Frage ab, die wir ihm gegenüber stellen“ (S. 8). Das weite Feld der Objektzugehörigkeit wird anschließend heruntergebrochen auf die konkrete Arbeitsebene, indem eine Liste mit 27 Objektgruppen vorgestellt wird, die am Montanhistorischen Dokumentationszentrum des DBM zur Eingliederung von Objekten aus bergbaulichen Sammlungen in Sachgruppen dient.

Im umfangreichen zweiten Teil der Handreichung werden die zahlreichen Schritte der Inventarisierung und Dokumentation der Sammlungsobjekte beschrieben. Die deutliche Unterscheidung zwischen „grundlegenden Arbeiten“ der Inventarisierung und der Erfassung von Basisdaten und der „vertiefenden Dokumentation“ zur wissenschaftlichen Erschließung (S. 12) eines Objektes markiert eine Trennungslinie in vielen Sammlungen, die aufgrund von Personal- und Ressourcenmangel nicht überwunden wird. Viele Museen können in ihren Sammlungen die grundlegenden Arbeiten vielleicht noch ausführen, zu einer wissenschaftlichen Dokumentation reicht es dann aber nicht mehr. Zudem werden diese

grundlegenden Arbeiten in vielen Förderprogrammen nicht berücksichtigt, sondern sind Voraussetzung für eine Mittelvergabe.

Die Handreichung erklärt mittels gut strukturierter tabellarischer Übersichten sowohl die grundlegenden Arbeiten der Inventarisierung, der einfachen Dokumentation als auch der vertiefenden Dokumentation. Der Eingangsdokumentation von Objekten in einem Zugangsbuch, welches handschriftlich geführt werden sollte, hätte an dieser Stelle mehr Raum gewidmet werden können, weil für viele kleine Museen dieser erste Schritt bei der rückwirkenden Inventarisierung der Zugang zur weiteren Systematisierung und Ordnung von Sammlungsbeständen ist. Bei der laufenden Inventarisierung bildet dieser erste Schritt die wichtige Schnittstelle zwischen Abgabe von Objekten und Aufnahme in die museale Sammlung.

Der Abschnitt über die verschiedenen Datenbanktypen und Softwarelösungen zur Inventarisierung und Dokumentation von Sammlungsbeständen konzentriert sich auf die

notwendigsten Angaben auch zu den ausufernden Themen der Systematiken und Theorien. Das ist angenehm, weil viele kleinere Museen und Sammlungen mit zu detaillierten Angaben schnell überfordert sind. Auch die Auswahl der vorgestellten Datenbanktypen ist nicht repräsentativ gewählt, sondern, insbesondere mit Hinweis auf das webbasierte VINO (Virtual Internet Object), praktisch gedacht. Diese Datenbank ermöglicht eine einfache und übersichtliche Aufnahme der Objekte quasi im Format eines „digitalen Zettelkastens“ und kann mit Internetzugang aufgerufen und bearbeitet werden. Vor allem steht ein Administrator zur Verfügung, der als Ansprechpartner und bei der Pflege der Datenbank unterstützt.

Dass die Digitalisierung der Sammlungen nicht nur Vorteile für die Einrichtungen vor Ort bringen sollen, sondern in den letzten Jahren die Möglichkeiten dazu geschaffen haben, das Kulturerbe online zugänglich zu machen und es auf Websites und Webportalen zur Verfügung zu stellen, ist eine wichti-

ge Voraussetzung, um Wissen stärker zu vernetzen. Das Webportal „Getrenntes Bewahren – Gemeinsame Verantwortung. Das Portal für das Erbe des deutschen Steinkohlenbergbaus“ des Montanhistorischen Dokumentationszentrums am DBM gibt da seit einigen Jahren die Richtung vor. Stefan Siemer aber blickt auch in andere Bundesländer und stellt weitere interessante Digitalisierungsprojekte für die verschiedensten Sammlungsbereiche vor. Die Vorstellung der Fördermöglichkeiten für kleine Museen und Sammlungen zu Erfassung ihrer Sammlungen fällt dagegen knapp aus und konzentriert sich auf Förderungen in Nordrhein-Westfalen.

Insgesamt ist die kleine Handreichung eine kompakte Einführung und praktische Anleitung zur Erfassung von kleinen Museums-sammlungen, insbesondere für ehrenamtlich tätige Mitarbeiter. Aber auch die Profis in den größeren Einrichtungen können aus dieser Veröffentlichung wertvolle Tipps beziehen.

*Dr. Johannes Großewinkelmann, Goslar*

## DER ANSCHNITT

### Herausgeber:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum  
Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

### Vorsitzender des VFKK-Vorstands:

Dr. Heinz-Werner Voß

### Vorsitzender des VFKK-Beirats:

Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

### VFKK-Geschäftsführer:

Museumsdirektor Prof. Dr. rer. nat. Stefan Brüggerhoff

### Schriftleitung:

PD Dr. Dietmar Bleidick

### Editorial Board:

Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff, Prof. Dr. Tina Asmussen, Dr. Lena Asrih,  
Wiebke Büsch, Dr. Michael Farenkopf, Prof. Dr. Rainer Slotta,  
Prof. Dr. Thomas Stöllner

### Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;  
Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum

ISSN 0003-5238

### Anschrift der Geschäftsführung und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum Bochum  
Am Bergbaumuseum 28 - 44791 Bochum

### Kontakt:

Geschäftsführung (02 34) 58 77-112  
stefan.brueggerhoff@bergbaumuseum.de

Geschäftsstelle (02 34) 58 77-113  
sabine.birnfeld@bergbaumuseum.de

Schriftleitung (02 34) 58 77-103  
dietmar.bleidick@bergbaumuseum.de

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €; Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €  
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung (Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Rolf Krause

Gesamtherstellung und Versand:  
Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag, Paderborn

